



**Die Wurzeln unserer Kultur
Latein und Griechisch für die Jugend Europas**

**Bericht vom Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes
in Verbindung mit EUROCLASSICA
14. bis 18. April 1998 in Heidelberg**

Prolog: Hölderlin, Heidelberg und Athen

Friedrich Hölderlin entwickelt in seiner Ode ‚Heidelberg‘ aus dem Gefühl der eigenen Gefährdung und Heimatlosigkeit, in der antiken Tradition des Städtepreises stehend, eine hinreißende Liebeserklärung an die bewunderte Stadt. Der Freiburger Literaturwissenschaftler Prof. Dr. JOCHEN SCHMIDT machte aber in seinem Begrüßungsvortrag mit dem Thema ‚Heidelberg und Athen. Hölderlins Vision der Polis‘ sofort deutlich, dass der Dichter in ‚Heidelberg‘ nur vordergründig die bewunderte und geliebte reale Stadt mit Strom, Schloss und Brücke anspricht, wesentlich aber auf die ideale Stadt mit ihrer Verbindung von Natur und Zivilisation zielt: Das Stadtbild verwandelt sich in ein Sinnbild.

Hölderlin versteht das Wesen der Stadt als harmonische Verbindung des sonst Getrennten, von Natur und Zivilisation zur echten Kultur. Indem die verklärende Vision der Stadt ein solch veröhnliches Dasein entwirft, wird Heidelberg erst zu einer glückverheißenden Wunschvorstellung für das heimatlose lyrische Ich, das der Strom fortreibt in eine lockende Ferne. In der geradezu romantischen Sehnsucht nach Entgrenzung kommt es zu einer Ambivalenz zwischen Beseligung und Selbstzerstörung (‚Todeslust‘). Aus der dichterischen Identifikation mit dem heimatlosen, in die Ferne drängenden Strom entsteht dialektisch der Zauber der Beheimatung in Heidelberg. In dem Maß, wie die Stadt alles zu einem integralen Dasein vermittelt, wird sie zur Utopie, wie jede Vorstellung des Vollkommenen.

Die Hymne ‚Archipelagus‘ begründet und entfaltet die Vermittlung von Natur und Zivilisation zu einer vollkommenen Polis mit dem Paradigma Athen. Archipelagus ist der Inbegriff der Natur, aus ihr geht die Kultur hervor. Diese Hymne Hölderlins entwirft nach den Worten Schmidts den Prozess, in dem sich dieser harmonische Ausgleich entwickelt. Das Thema des ‚Archipelagus‘ ist das Werden einer idealen Polis und die Genese einer Kultur aus der Kreativität eines mit der Natur verbundenen Menschen. Das Meer des Archipelagus ist das Sinnbild einer pantheistisch verstandenen Natur, eines Phänomens, das Hölderlin aus der Beschäftigung mit der antiken Stoa (Cicero, Seneca, Marc Aurel) bekannt war: Allsympathie und Allharmonie des Kosmos sowie die Einbettung des individuellen Werdens und Vergehens in den kosmischen Zusammenhang. Als Lebensgrundsatz ergibt sich die stoische Ruhe des einzelnen, den die Wechselfälle des Lebens nicht zu erschüttern vermögen.

Über diese lebenspraktische Sicht hinaus erkennt Schmidt aber eine politische Dimension: die Bestimmung des Menschen zu harmonischer Gemeinschaft. Denn wenn die Natur der universale Kosmos ist, dann gilt die Polis als Kosmos des Menschen.

Hölderlin sieht in der athenischen Polis die ideale schöpferische Gemeinschaft des Volkes, sein republikanisch-demokratisches Engagement prägt seine Charakterisierung der Geschichte Athens. Der Dichter kontrastiert die organische naturgewachsene Ordnung dieser Polis mit dem mechanistischen Zwangssystem der Perser, und so ist das Scheitern dieser ‚Widernatur‘ eine natürliche Folge: von dem Gott bewirkt.

Mit dieser politischen Deutung des Phänomens Athen widerspricht Hölderlin der ‚ästhetischen Reduktion der griechischen Kultur‘ durch den Klassizismus. Die griechische Kultur ist für den Dichter nicht ein Arsenal von Kunst, Literatur und Philosophie, sondern ein politischer Grund, der kulturelle Gebilde hervorbringt. Hölderlin lässt das Ideal der Polis Athen entstehen von politisch-kultureller Vollkommenheit, die er sich für seine eigene Zeit wünscht.

Diese Utopie richtet sich auch gegen eine sterile, selbstsüchtige und im Individualismus befangene Moderne. Ebenso steht Hölderlins Idealentwurf im Gegensatz zu dem antipolitischen Individualismus des Bildungsbürgertums des späteren 19. Jahrhunderts bei Jacob Burckhardt: sich durch Kunst und Literatur aus den Niederungen des Daseins zu erheben und kontemplativ zu verweilen in autonomer ästhetischer Bildung. Wahrhafte Kultur ist für Hölderlin nur möglich im harmonischen Zusammenhang der Polis.

Kultur ist für Hölderlin nicht museale Erstarung. Nicht zuletzt kommt es im ‚Archipelagus‘ auf die ‚regenerativen Energien‘ an. Regenerationsfähigkeit ist Ureigenschaft der Natur und ein Charakteristikum der Kultur der Athener. Und so deutet Hölderlin Athen nicht klassizistisch statisch, ja es geht ihm nicht einmal so sehr um Athen, sondern um Entstehungsbedingungen von Kultur allgemein. Grundlage dafür ist die Übereinstimmung des menschlichen Lebens mit der Natur nach dem stoischen Prinzip des permanenten schöpferischen Neuanfangs durch Naturoffenheit. Negative Gegenbilder dazu sind für Hölderlin die Perser als (naturferne und naturfeindliche) Barbaren. Die Kritik der Gegenwart bietet das zweite: Im ‚Hyperion‘ zeichnet der Dichter die Deutschen in seiner Scheltrede als Barbaren, als Zerrissene, als einem ganzheitlichen Menschentum Entfremdete (in der Folge Rousseaus). Die Kritik richtet sich gegen das geistlose, rastlose, unfruchtbare Spezialistentum.

Die seit Rousseau formulierten modernen Entfremdungserfahrungen, die Hölderlin in der Scheltrede fokussiert, bekommen ihr appellatives Gegenbild in der Vision eines Griechenlands, das nicht entfremdet, sondern authentisch, nicht in eine Vielzahl spezialisierter Teilbereiche zerfallen, sondern in einem integrativen Menschentum vollendet war. Insofern erscheint Hölderlins griechisches Idealbild als ‚Gegenentwurf zur Gegenwartszivilisation‘.

* * *

JOCHEN SCHMIDT schlug - nach den Worten FRIEDRICH MAIERS - in seinem Vortrag die Brücke von Heidelberg aus nach Athen, von der Gegenwart zur Antike, wobei er noch einen Zwischenpfeiler einzog, nämlich den deutschen Dichter Friedrich Hölderlin, der zwischen Antike und Gegenwart steht. So gab der Referent ein eindrucksvolles Beispiel dafür, was Schule und Universität leisten sollen: kulturelle Tiefenschärfe herstellen und geschichtlich dimensioniertes Verstehen ermöglichen (Schmidt). Insofern lieferte dieser ambitionierte Vortrag einen guten Vorgeschmack auf das Generalmotto des Heidelberger Kongresses ‚Die Wurzeln unserer Kultur‘ und animierte zum Nachdenken über die Bildungsaufgaben der Alten Sprachen in der Gegenwart.

Der Kongress in Heidelberg 1998

1. Die Antike, die Alten Sprachen und ihre aktuelle Situation

1.1 Die Alten Sprachen im neuen Europa

‚Das, was die Europäer eint, ist die gemeinsame Kultur.‘ Von dieser starken These Roman Herzogs ging Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER (Berlin) in seinem einführenden Vortrag aus, einer These, die mittlerweile *communis opinio* europäischer Politiker verschiedener Länder geworden ist. Er wies aber darauf hin, dass die Überprüfung dieser gewichtigen Aussage die fundamentale Frage aufwerfe, ob es in Zukunft überhaupt eines Europas bedürfe.

[Dieser Vortrag ist zu Beginn des vorliegenden Heftes in vollem Wortlaut abgedruckt, so dass hier auf ein Referat verzichtet werden kann. Anm. d. Red.]

1.2 Europa ist nicht die Welt

‚Bescheiden ausgedrückt: Europa ist nicht die Welt, auch geistig nicht!‘ - Es war eine klare Sprache die der Philosoph und Kulturwissenschaftler Prof. Dr. RAM ADHAR MALL (Bremen) in seinem öffentlichen Vortrag mit dem Thema: ‚Europa im Spiegel der Weltkulturen‘ sprach. Sein Ausgangspunkt war die These, dass die interkulturelle Verständigung das Schicksal der heu-

tigen Welt sei. Die europäische Identität nimmt er als Inder mit kritischer Skepsis unter die Lupe. Aus dem jahrhundertelangen Monolog Europas ist in dem vergangenen Jahrzehnt eine vielstimmige Situation geworden. So hat sich die frühere Betrachtung Asiens aus Europa umgekehrt. Europa wird zum Objekt der Entdeckung und kritischen Auseinandersetzung. Nachdem sich Europa fast immer als Subjekt präsentiert hat, ist es jetzt interpretierbar geworden; nachdem die Entdeckung des Indischen im 19. Jahrhundert ohne Folgen geblieben ist, soll der heutige Beginn einer neuen diesbezüglichen Renaissance nach der Einschätzung Malls erfolgreicher werden.

Bereits der Mythos Europas zeigt die Haltung des Europäers deutlich, ebenso wie die Geschichte: Zeus entführt das Mädchen, Alexander ist durch seine Raubzüge groß geworden. Europa sei eine Räuberin, von Anfang an. Auch der magistrale Anspruch Europas auf die Phänomene Vernunft, Philosophie und Religion muss zurückgewiesen werden. Denn die europäische Vernunft sei nur eine bestimmte Gestalt der Vernunft. Und hinsichtlich der europäischen Kultur stellt Mall die Frage, woher sie ihren universalistischen Anspruch nehme. Seit Herodot bis Hegel, Heidegger und Husserl werde ein Gegensatz Europas zu Nicht-Europa künstlich erzeugt. So hat Hegel die anderen Kulturen hochmütig abqualifiziert, Heidegger spricht von der Vorliebe des Seins für den europäischen Geist, und Husserl nennt Europa etwas Einzigartiges. Solche Anspruchshaltungen erschweren, ja verhindern die Entdeckung und Entwicklung einer Identitätsfindung anderer.

Gegen dieses hybride Selbstverständnis Europas setzt Mall die These, dass die Vielheit der Kulturen eine anthropologische Tatsache darstelle, auch wenn sich Europa wehre, durch das wachsende Ansehen anderer Kulturen beschädigt zu werden. In jedem Falle sei die Verabsolutierung des Adjektivs ‚europäisch‘ falsch. Bereits der eingangs zitierte Gegensatz Europa - Asien ist zu allen Zeiten nur erfunden oder maßlos überbetont worden. So zeigt sich die Angst des Europäers, seine Identität zu verlieren, wenn Heidegger noch 1936 fordert, das Asiatische müsse, um Europa zu retten, überwunden werden.

In der Begegnung mit dem Anderen fordert Mall deshalb ein neues Denken als nur das Bedauern über den Verlust hausgemachter Ansprüche. Nötig sei ein interkultureller Perspektivenwechsel, denn alle, nicht nur die Europäer, haben den Wunsch, den anderen zu verstehen, aber auch selbst verstanden zu werden. Deswegen nennt Mall die Europäisierung der Menschheit eine Fiktion, einen Mythos. Europäisches Denken hat nach Mall den Phänomenen Zeit und Geschichtlichkeit immer zu große Bedeutung zugewiesen, im Gegensatz zum asiatischen Denken, wo Ereignisse und Werte Priorität haben die überzeitlich und übergeschichtlich sind.

Die Welt und die Weltgeschichte immer nur nach europäischen Maßstäben zu messen, zeugt von Einfältigkeit und Arroganz. Europa ist nicht das Ziel der Weltgeschichte (CHR. MEIER). „Europa hat nicht Europa gesucht und entdeckt. Dies mag mit dazu geführt haben, dass wir Nicht-Europäer heute Europa entdecken, eine Entdeckung jedoch, die das Jahrtausende alte Selbstverständnis Europas relativiert und Europa mehr dazu zwingt, sich selbst im Spiegel der Weltkulturen zu betrachten.“

1.3 Leiser Tadel

In ähnlich provokanter Form zielte Prof. Dr. LÖWE (der Stellvertretende Rektor der Heidelberger Universität) in seinem Grußwort, das Kongressmotto betrachtend: ‚Die Wurzeln unserer Kultur‘ mit seiner Bemerkung: „Hätten Sie es nicht ein bisschen kleiner!“. Als Historiker halte er Bausch- und Bogen-Theorien und Kulturkreis-Präferenzen für bedenklich, weil sie Geschichtsreduzierung darstellten. Gleichwohl sei es das Verdienst abendländischer Tradition, sich selbst in Frage zu stellen, um daraus Spannkraft für die Bewältigung der Zukunft zu entwickeln: Das Hinterfragen ist ein wesentliches Element dieser Kultur. Als Vertreter der Universität bekannte Löwe, dass die Hochschule natürlich auch heute die Bedeutung der Alten Sprachen schätze, da die Weitergabe von Kulturinhalten ohne die Kenntnis der Alten Sprachen schlecht vorstellbar sei und zumindest die Geisteswissenschaften darauf nicht verzichten könnten. Die Aufgabe des Heidelberger Kongresses sei in der kritischen Refle-

xion der Inhalte des Faches zu sehen, denn das Wohlergehen, auch das wirtschaftliche, eines Kulturkreises hänge, da sei S. HUNTINGTON zuzustimmen, von der Fortentwicklung seiner Traditionen ab. „Jede Kultur muss Antworten finden auf die Probleme ihrer Zeit.“

1.4 Die Zukunftsfähigkeit der Alten Sprachen

In ihrem Grußwort vor den 700 versammelten Altphilologen aus allen Bundesländern und weiteren 14 Ländern Europas ging Dr. ANNETTE SCHAVAN, Kultusministerin des Landes Baden-Württemberg und Schirmherrin des diesjährigen Heidelberger Kongresses, auf die Existenzberechtigung und Funktion der Alten Sprachen in den Überlegungen der aktuellen Bildungsplanung ein.

[Das Grußwort ist im vorliegenden Heft abgedruckt. Anm. d. Red.]

1.5 Antike und Schule

Prof. Dr. HEINZ-ELMAR TENORTH (Berlin) war eingeladen, in seinem Festvortrag mit dem Thema ‚Antike im Kanon: Vertraute Herkunft - Verstörende Gegenwart‘ die Erwartungen eines Erziehungswissenschaftlers an die Alten Sprachen zu formulieren und die Funktion der Alten Sprachen im Kanon zu begründen. Unter Kanon versteht er einen prinzipienorientierten Komplex von Themen und eine spezifische soziale Form von Habitualisierung und Kultivierung. Kern seiner Diagnose ist, dass es einen Kanon nicht mehr gibt, weder für die Schule noch für das gebildete Publikum. Die Antike lebt im Kanon - im Sinne kultureller Selbstverständlichkeiten - heute noch fort, aber sie lebt im kulturellen Gedächtnis alltäglich transferiert, und nicht mehr als die ‚gelehrte Welt‘ identifizierbar. Dieser Sachverhalt ist deutlich erkennbar, etwa in der reduzierten und deformierten Horaz-Verwertung des Spielfilms ‚Der Club der toten Dichter‘. Gelehrte Welt war aber die Antike auch nicht um 1850, einer Zeit, aus der das Philosophenzitat stammt: „Völker, die keine Gymnasien haben, zählen nicht.“ Das Gymnasium gilt hier als Ausdruck für die Form eines legitimen, an kultureller und nationaler Identität orientierten Schulwesens für ein gebildetes Publikum: Als Mittel für diese vordergründigen Zwecke sollten die Alten Sprachen missbraucht werden.

Schließlich findet Tenorth heute die Antike in der Schule in einem fortlaufenden Schrumpfungsprozess als „Randexistenz in der Nische“, Rest aus besseren Zeiten: in einigen Fächern (Geschichte, Deutsch, Religion) und dann in einer immer schwächer werdenden statistischen Präsenz der Alten Sprachen.

Will man die Leistungen der altsprachlichen Unterrichtspraxis untersuchen, ist nach Tenorth das Fehlen einer systematischen empirischen Forschung festzustellen. Zwei Alternativen würden sichtbar: obligatorisch verordneter Drill (etwa J. Fr. Herbart 1823) oder intellektueller Spaß für Freiwillige (eher heute).

Zu einer positiveren Bewertung der Funktion der Alten Sprachen führt die Frage: Was entgeht einem NICHT-Lateiner? Thenorths These: Zum Kanon gehört die Klassische Philologie auch deshalb besonders, weil sie nicht nur Philologie ist, sondern ein Gebilde mit eigener Struktur, an dem man die Funktion eines Kanons lernen kann: eben die Verkörperung eines Themas mit eigener Form, die mehr als nur ein Prinzip zur Einheit zu bündeln vermag, wie Nietzsche das anschaulich zeigt. Das ist nicht die reine Instrumentalität und die aktuelle Utilität der Lehrfächer. Es muss solche geben, die darüber hinaus die Prinzipien des Kanons artikulieren.

Fächer müssen Kompetenzen sichern. Die Klassische Philologie hat diese Qualität, weil sie eben nicht einen Inhalt, sondern die Multivalenz eines Themas präsentiert. Sie repräsentiert eine Kultur in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen, so dass diese zugleich dem Charakter des Menschen am nächsten kommt. Diese Multivalenz eines Themas muss vorliegen, wenn es kanonische Qualität gewinnen will.

Neben ihrer Thematik sind die Alten Sprachen insofern ein Thema kanonischer Qualität, weil sie sich in einer Form präsentieren, die es erlaubt, dass sie einen Stil bereithalten, der dem Lernen die Qualität aufzwingt, die auf Kompetenzen zielt. So ist neben der Multivalenz des Inhalts die Gewalt der Form essentiell. Schule erzieht durch die Form des Unterrichts (Nietzsche): es ist eine soziale Form, der Stil des altsprachlichen Unterrichts, die spezifische Situation, nicht nur das Thema. Schule ist eben mehr als nur eine Stätte

der Tradierung. Schließlich muss Schule Distanz eröffnen, sich vom Alltag unterscheiden. Hier liege ein gewaltiger Vorteil für die Alten Sprachen gegenüber dem Englischen. Bildung ist Disziplinierung der Imagination, sie bedarf des Entrücktseins von der Gegenwart, um Selbstbewusstsein zu erzeugen.

Aus all dem schließt Thenorth, dass es ohne die Alten Sprachen im Kanon nicht gehe. Sie müssen zwar keineswegs obligatorisch sein, aber doch universal gegenwärtig, damit die Erfahrung der Differenz präsent gehalten wird, die das Lernen braucht. Thenorth begründet die Alten Sprachen immanent mit den Erwartungen an Distanz und Nähe, an Multivalenz und Mehrperspektivität, an Problematik und Geltung einer Tradition. Er siedelt diese seine Theorie eher in der Nähe Goethes an als bei den Reformpädagogen. Vorausgesetzt wird freilich eine Schule, die sich nicht als „Anstalt der Lebensnot“ versteht.

Der Sinn des Kanons und der Luxus von Bildung ist in der einzigartigen Gelegenheit zu sehen, sich der Anstrengung interesselos hingeben zu dürfen (scholé und schola).

„Die Alten Sprachen sind das paradoxe Vergnügen der anstrengungslosen und anstrengungsreichen Arbeit am eigenen Lernen.“

1.6 Die Antike im Radio

Sollten die Alten Sprachen auch eine Nischenexistenz im Bildungsgebäude fristen, so könnten möglicherweise die neuen Medien ihnen wohlgesonnen sein. Um über die Präsenz der Antike im Rundfunk von heute zu informieren und zu diskutieren, sprachen ein Vertreter der auditiven Medien, Dr. WALTER MÜNZ, Hörfunkredakteur, und die Autorin Dr. MARION GIEBEL (München) zum Thema: ‚Die Antike im Radio - am Beispiel des Bayerischen Rundfunks‘. Im Gegensatz zum Fernsehen kann der Rundfunk grundsätzlich auf ein breiteres Spektrum bei der Vermittlung der Antike zurückgreifen, da er nicht an spektakuläre Bilder oder Sensationsdarstellung gebunden ist: Eigentlich also ein wertvolles Medium, um antike Texte zu vermitteln. Dr. Münz zeigte anhand der verschiedenen Sparten die Möglichkeiten und Probleme in der Praxis. Für Kindersendungen bieten sich nur ganz wenige

antike Stoffe an, die zudem auf die Sprachschablone der Kids hin adaptiert werden müssen. Deformierungen bleiben nicht aus. Dagegen feiert Gustav Schwabs Sagenwelt weiterhin fröhliche Urstände. Innerhalb der Schulfunksendungen, deren Fundament immer knapper wird, fristen antike Themen ein dürftiges Dasein. Diese rückläufige Tendenz ist auch am Hörspielsektor, der besonders kostenintensiv ist, ablesbar. Produktionen über antike Autoren nehmen ebenso wie die moderner Autoren über antike Themen kontinuierlich bis gegen null ab, Wiederholungen bereits ausgestrahlter Sendungen gibt es kaum noch. Den Sektor der Wissenschaft besetzt ausschließlich die Archäologie mit Längsschnitt-Themen und absinkender Tendenz. Der durchschnittliche Zuhörer der beliebten Sendereihe ‚Diese unsere Welt‘ am Sonntagmorgen ist 62 Jahre alt und weiblich. Geboten werden geschichtliche Momentaufnahmen, eingängig für den interessierten Laien gestaltet, mit 5,6 Prozent antiken Themen (Tourismus im Altertum; Magie und Wunderglaube im Altertum; die römische Wahlkampfzene). Auch die Situation im Bereich der Vermittlung von Literatur der Antike ist nicht günstig, Therapeutisches im Sinne der ‚Lebenshilfe‘ kommt an (Plutarch zum Thema Mysterien). Insgesamt wirken sich die Politik der knappen Kassen, das enggestrickte Programmraaster, bildungspolitische Verschiebungen und der Trend zum Aktuellen und Modernen ungünstig auf die Plazierung antiker Themen in den Rundfunkprogrammen aus.

DR. MARION GIEBEL hellte dieses recht düstere Gesamtbild durch den Bericht über ihre eigenen Erfahrungen und Arbeiten am Rundfunk doch deutlich auf. Sehr kompetent, ist sie offensichtlich in der Lage, die alte, oft abgelegene Materie - auch mit Hilfe eindrucksvoller Sprecher - einem interessierten Publikum zu vermitteln, wie etwa Quintilian, Julian Apostata oder Lukan. Der Optimismus und das Engagement sind offensichtlich neben der Fachkompetenz nötig, um zu begeistern. Die Rundfunkautorin lässt wegen des Publikumsinteresses und der Nachfrage ihre Sendungen auch in Buchform erscheinen; Reisebilder und Biographien zu antiken Gestalten und Autoren ergänzen die - nach Auskunft Marion Gie-

bels - sehr fruchtbare Arbeit mit dem Medium Rundfunk.

1.7 Werbestrategie für Latein

Auffallend oft wurde beim diesjährigen Heidelberger Kongress von Vortragenden die delicate Frage aufgeworfen nach der Daseinsberechtigung, dem Stellenwert und der Überlebenschance der Alten Sprachen: Sollen sie, auf den ‚Status von Sanskrit oder Etruskisch‘ gestützt, etwa nur noch als ‚Dinosaurier in der Sprachenlandschaft‘ zur Kenntnis genommen, vielleicht sogar belächelt werden? MANFRED BLANK, Studiendirektor am Andreanum in Hildesheim, stellte sich diesem heiklen Problem mit dem Thema: ‚Von Anbietern und Konsumenten. Werbung für die alten Sprachen und was sie so schwierig macht.‘

Der jährlich stärker werdende Kampf um Schüler erfordert seiner Meinung nach eine offensive Strategie, nämlich durch intensive Informationsarbeit dem negativen Abwärtstrend mit Überzeugungskraft entgegenzutreten.

Zunächst muss einmal zur Kenntnis genommen werden, dass in dieser prekären Situation das schulisch und gesellschaftlich Machbare entscheidend ist, nicht mehr das Wünschbare. Denn kein Fach wird ständig so intensiv bedroht, bedrängt, angezweifelt wie Latein. Zudem ist es massiv der Konkurrenz der modernen Fremdsprachen ausgesetzt. Erfreulich ist, dass die Verlage auf dieses Dilemma konstruktiv und produktiv reagieren: Die Verkürzung der Stundentafel und der Lehrbuchphase wie auch die Defizite hinsichtlich der Schülermotivation werden durch die Entwicklung und Bereitstellung modern konzipierter Lehrbücher konstruktiv abgefangen.

Unzweifelhaft ist Interesse am Alten auch heute vorhanden, Archäologie und Asterix belegen das. Aber Hauptmanko ist, dass die Neugier beim Schüler, dem Konsumenten, geschwunden ist und kaum noch Verinnerlichung stattfindet. In diesem Dilemma tritt der Lehrer als Anbieter auf, darf aber nicht zum ‚Anbieterer‘ werden. Er muss sich gegen das ihm aufgedrängte Image (kleinkariert, selbstherrlich, sadistisch) wehren. Der Erfolg des Lateinlehrers ist - nach Blank - mehr als bei allen anderen Fächern von der Person des Anbieters

abhängig: von seinem Verhalten, seiner Ausstrahlung, von seiner ‚Multivalenz‘ (liebvoller Erzieher, Fachkompetenz, Pffiffigkeit, kein Billiger Jakob).

Beim Konsumenten, dem Schüler, ist nicht mehr, wie selbstverständlich, die primäre Sozialisation zu erwarten. So gehören Wahrnehmung, Gewissen, Werte und Normen nicht, wie früher, zu dem, was er, wie selbstverständlich, bereits mitbringt. Kinder sind heute eben anders und für den Anbieter schwieriger: die verwöhnten Kids (‚Taschengeldrentner‘), die überbetreuten Kinder (‚Mittelpunktskinder‘), die Selbstüberlassenen (‚Nachmittagswaisen‘) und die elektronisch Rundumversorgten (‚Effektimmune‘). Die Medien gaukeln ihnen vor, dass es eigentlich nur noch auf Lust und Spaß ankommt.

Das Gymnasium hat aber ganz andere Ziele, da es durch die Entfaltung bestimmter Schlüsselqualifikationen und Einblick in die gesellschaftliche Überlieferung eine Verantwortungselite erziehen will. Das Fach Latein kann dazu wertvolle Beiträge leisten. Denn es gehört nicht zu den Fächern, die der Daseinssicherung dienen, sondern eine Daseinserhöhung ermöglichen.

Ein unfreundlicher Zeitgeist bläst zwar mächtig ins Gesicht. Aber sinnvolle Beratung der Eltern und eine gute Präsentation des Faches im Unterricht sind die beste Werbung für die Alten Sprachen.

2. Antike Dichtung und ihre europäische Ausstrahlung

2.1 Catull, das Küssen und kein Ende

„Heute entdeckt man Catull mit Recht als Schulautor. Frühere Generationen dachten da anders, mit recht bedauerlichen Folgen.“ - Prof. Dr. MICHAEL VON ALBRECHT (Heidelberg) sprach über ‚Catull: Ein Dichter mit europäischer Ausstrahlung‘. Dabei zeigte er zunächst die bemerkenswerte Überlieferungsgeschichte des Autors, der bereits von der antiken Philologie vernachlässigt, im Mittelalter in nur einer einzigen Handschrift tradiert worden ist. Unterschiedlich stark ist auch die Rezeption der einzelnen Carmina. Diese Umstände sind bedeutsam für die Entwicklung des Bildes des lateinischen Dichters, für das Verständnis der neueren Auto-

ren und für die lateinische Sprache in unserer Kultur.

Catull ist mehr als ein lateinischer Liebesdichter, er gehört mit Pindar und Horaz zu den Erweckern der literarischen Lyrik in Europa. Es existiert eine ‚Fundgrube‘ für das Fortwirken Catulls. Von Albrecht weist dies zunächst an einer Reihe der Basia-Gedichte von Johannes Secundus (geboren 1511 in Den Haag) nach, indem er Affinitäten und Unterschiede zu Catull anspricht, auf Bildübertragungen, rhetorische Zuspitzungen und Parodierungsansätze der Basia-Gedichte eingeht. Vergleiche mit Ovids Amores und Horazens Carmina werden herangezogen. Gedichte Lessings, Byrons, Mörikes und Brodskijs lassen Catull als Basis erkennen, differenzieren aber Motive, Perspektive, Grundstimmung, Topik und Intention für den Leser in auffälliger Weise.

Die Humanistendichtung beleuchtet die ‚Stifterrolle‘ Catulls, die Poesie des 18. Jahrhunderts seine Nähe zum Epigramm, die des 19. Jahrhunderts die Problematik seines Verhältnisses zur Lyrik und auch die Grenzen des Lyrikbegriffes.

Mit den Augen der Dichter anderer Zeiten und Völker findet der Leser von heute häufig neue Aspekte des Lateinischen und neue Fragen an die Forschung. Deutlich wird, dass sich Catull einer einseitigen Vereinnahmung durch eine romantische Ästhetik widersetzt. „Catulls Gedichte sind geschmiedet in der Weißglut von Schmerz und Leidenschaft, aber mit vollkommener Beherrschung des Handwerks.“ So entsteht ein wunderbarer Gewinn von Distanz zu sich selbst, aber auch ein spürbarer Anreiz zur Steigerung des eigenen geistigen Niveaus, schließt von Albrecht.

„In dieser Herausforderung, vor die uns die römischen Autoren ständig stellen, möchten wir noch vielen Generationen Mut wünschen.“

2.2 Ovid - ein echter Modellfall

Mehrfach tauchte die Mythenfigur der Daphne in Vorträgen des diesjährigen Kongresses auf, den meisten bekannt durch die Skulptur Berninis in der römischen Villa Borghese. Prof. Dr. NIKLAS HOLZBERG (München) interpretierte in seinem stark besuchten Vortrag mit dem Thema: ‚Apollos erste Liebe und die Folgen: Ovids Daphne-

Erzählung als Programm für Werk und Wirkung‘ diejenige Version des Mythos, die der lateinische Dichter hergestellt hatte. An diesem oftmals gedeuteten Werk arbeitete er speziell zwei Aspekte heraus:

Zunächst legte er die Bezüge der durch Ovid gestalteten Daphne-Erzählung zu den wesentlichen Motiven der römischen Liebeslegie frei, um dann auf die poetologischen Aussagen des Textes einzugehen, deren Wirkung auf die Antike-rezeption der frühen Neuzeit bedeutend war, noch mehr auf die der Moderne. Wertvoll und interessant waren der Ausblick auf das Nachwirken Ovids auf Petrarca und die Vorlage noch späterer Rezeptionsdokumente.

War Ovids Fassung des Mythos vom vergeblichen Werben eines Gottes um Daphnes Gunst mit ihrer Verwandlung in einen dem Apoll heiligen Baum zunächst nur „Programm-Metamorphose seines *Carmen perpetuum*“, wenn auch in mehrfacher Hinsicht, so erscheint sie schließlich als Modellfall eines antiken literarischen Werkes von weiter künstlerischer Ausstrahlung.

2.3 Das Bild zum Wort

„Dank des allgemeinen Schwindens des historischen Bewußtseins in Politik und Gesellschaft hat die antike Tradition im Lauf der letzten Jahre als Bildungsfaktor immer mehr an Boden verloren.“

Von dieser Tatsache, die er sowohl an der Universität wie auch an der Schule feststellt, ausgehend, versuchte Dr. UDO REINHARDT (Universität Mainz, Spezialgebiet: Griechischer Mythos, inkl. spätere Rezeption) zunächst zwei Aspekte zur Diskussion zu stellen, indem er erstens nach der Wertschätzung fragte, welche die jeweiligen Schultexte im kulturellen Gesamttext der Moderne bis heute aufweisen. Für den Bereich der mythologischen Dichtung ist festzustellen, dass das Interesse an der Antike zwar zu bemerken ist (Philosophie: Adorno, Habermas; Psychologie: C. G. Jung, E. Fromm; Literatur des 20. Jahrhunderts), aber das Augenmerk richtet sich nicht auf die großen Heroen (Herakles, Achilles), eher schon auf die ‚schwachen Helden‘ (Theseus, Jason) und besonders auf die problematischen Gestalten des Mythos (Prometheus, Sisyphos, Orpheus, Nar-

kissos, Ödipus, Odysseus, Philoktet) und nicht weniger auf die Frauen (Medea, Antigone, Cassandra, Penthesilea, Kalypso, Penelope). Textquellen für diese Gestalten sind neben den Tragikern in fast allen Fällen die Odyssee und Ovids Metamorphosen. Besonders die Odyssee hat für die bildende Kunst der Moderne eine extrem vitale Nachwirkung, von J. Joyce bis J. Merkel auch in der Literatur. Ebenso erfreuen sich die Metamorphosen als ‚Handbuch der europäischen Mythologie‘ ungebrochen starker Beliebtheit, auch in der aktuellen Literatur von Chr. Ransmayr bis J. Dunville.

Ein fruchtbares Arsenal sind die genannten beiden Werke Homers bzw. Ovids schon wegen der Vielfalt der Einzelthemen. Reinhardt fordert, die Schule sollte die Lektüre beider Autoren nach Kräften fördern wegen des hohen poetischen und rezeptionsgeschichtlichen Wertes.

Als zweites Problem stellt sich für Reinhardt die Frage, wie bei der Vermittlung von Schultexten eine höhere Attraktivität erreicht werden kann. Effektive Möglichkeiten sieht er in der Visualisierung, einem wertvollen Medium, um das Textverständnis zu konkretisieren und abzurunden oder im Widerspruch kritisch zu erweitern; zweitens in der Aktualisierung, die eine Erweiterung der unterrichtlichen Gesamtbasis ermöglicht: mit Verfremdungseffekten und Entfaltung von Interesse für moderne Kunst im altsprachlichen Unterricht.

Diese theoretischen Forderungen realisierte Reinhardt anschließend, indem er genau das Faszinosum in seinen begeisternden Bilddeutungen vermittelte, das den Gestalten der Odyssee bzw. der Metamorphosen zugrunde liegt. Ob Polyphem bei Matisse oder Chagall, die Sirenen bei Beckmann oder Marcks, Odysseus bei de Chirico oder Hausner, ob Daphne bei Mattheuer, Europa bei Braque, Narciss bei Dali, Ikarus bei Heisig, Orpheus bei Kokoschka, Pygmalion bei Delvaux, - es waren, wie im Thema des Vortrags (Griechische Mythen in der bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts. Highlights zu Homer und Ovid) angekündigt, in der Tat: Highlights.

An einem anderen Text, aber mit gleicher Intention, zeigte der Altsprachler Dr. PETER GRAU (Universität Eichstätt), was Visualisierung des

Textes vermag, indem er in seinem Arbeitskreis (Rezeptionsdokumente der bildenden Kunst in modernen Textausgaben) die vorhandenen Möglichkeiten, aber auch die gegebenen Grenzen am Beispiel der Aeneis aufzeigte. Er machte eindrucksvoll deutlich, dass der gesamte Erziehungsprozess fundamental bereichert wird, wenn es gelingt, die Kunst in den altsprachlichen Unterricht einzubringen, sich mit den entsprechenden Kunstwerken adäquat, d. h. vom antiken Text ausgehend, auseinanderzusetzen. Mehr als Didaktiker ging Dr. Grau ganz konkret auf die Quellen vorhandener Rezeptionsdokumente ein, auf die Auswahlkriterien, Einsatzmöglichkeiten und Informationsunterlagen.

Der Archäologe Prof. Dr. TONIO HÖLSCHER (Heidelberg und Berlin) befasste sich mit dem ‚Bild‘ der Antike in seinem Vortrag ‚Mythenbilder und gesellschaftliche Wertvorstellungen‘, indem er die Frage stellte: „Was leisten Bilder im Vergleich mit Texten?“ - Bilddokumente sind besonders reich zum griechischen Mythos erhalten. Der Wert, den ihr die Forschung zu verschiedenen Zeiten zugemessen hat, ist unterschiedlich: Waren sie früher nur ‚Illustrationen‘ der literarischen Quellen, setzt sich heute die Überzeugung durch, dass Bildwerke ihre Aufgabe bei anderen gesellschaftlichen Situationen hatten als ein literarisches Opus. Vom Technites wurden andere Aussagen erwartet als vom Poietes. Mythenbilder lassen einen Einblick zu in ein reiches Spektrum von Wertvorstellungen in der Frühzeit der griechischen Gesellschaft, ebenso in ihre Mentalität und deren historischen und kulturgeographischen Wandel.

2.4 Vergil visuell

Kongenielle Ergänzung zu Dr. Graus Aeneis-Rezeptionsdokumenten in modernen Textausgaben war die in Deutschland wohl einmalige ‚Vergilpassage‘ der Heidelberger Universität, in der VERGIL VISUELL, eine Text/Bild-Ausstellung auf Schautafeln, von Prof. Dr. WERNER SUERBAUM und einer Arbeitsgruppe der Universität München zusammengestellt wurde. Auf ungefähr 70 Pinnwänden wurden Bilder und Texte arrangiert, welche die Gegenwärtigkeit des längst toten Dichters illustrieren. Plakative Titel locken

den Kongressbesucher heimtückisch an, knappe Texte, von ‚Dilettanten‘ verfasst, führen schnurstracks zu dem angebotenen Bilderrausch farbiger und schwarzweißer Illustrationen. Themen und Teilaspekte Vergils werden ‚zum Anschauen‘ locker und lüstern aneinander gereiht. Es drängt den Beschauer von Bild zu Bild, von Tafel zu Tafel. Bild- und Textassoziationen tun das Ihre.

Beispiele: Vergil als mehrfacher Vater des Abendlandes; Vergil in Mantua aus der Froschperspektive; der Name Vergils als zeitgenössisches Graffiti-Kunstwerk; wer ist der GröDaZ; Vergil als Postwurfsendung; Vergil und die Kanalisation; die Aeneis als tragi-comic; der Affen-Aeneas und andere Parodien; der bairische Aeneas; Vergil im Internet. Und das letzte: Vergil lebt!

3. Didaktische Schlaglichter und Perspektiven

3.1 Drei Strömungen

„Latein gilt ja als tote Sprache. Wenn aber sieben Verlage in nur drei Jahren sieben neue, voneinander verschiedene Lehrbücher für Latein auf den Markt geworfen haben, so zeigt das, dass es sich um keine tote Sprache handelt, sondern um ein absolut lebendiges Fach.“ - Diese verblüffende Behauptung stellte Prof. Dr. KLAUS WESTPHALEN (München), klassischer Philologe, Bildungswissenschaftler, Bildungstheoretiker und Lehrbuchherausgeber in einer Person, an den Beginn seiner Ausführungen zum Thema ‚Neuere didaktische Strömungen im Lateinunterricht‘, in einem Arbeitskreis, wo er in einem übervollen Hörsaal Anregungen für die Praxis gab. Er unternahm den Versuch, das Fach primär nicht aus altphilologischer Sicht, sondern unter allgemeinen Strömungen der Pädagogik zu betrachten. Quellen dafür waren für ihn die Lehrbücher der oben zitierten ‚3.Generation‘ (nach den Phasen der Formgrammatik und der Lernzielorientierung).

Bei der Analyse der Situation des Lateinunterrichts erkennt Westphalen zwar deutliche Krisensymptome (Zeitknappheit, Konzentrationschwäche, neue Medien, Überalterung der Kollegen, neue Schulkultur), verfällt aber nicht in Pessimismus, sondern fordert als Reaktion ein ‚Krisenmanagement des Handelns‘. Somit stellt

sich für ihn die Frage, welche Rezepte die Lateindidaktik für die ‚neuen Kinder‘ anzubieten habe.

Es sind im wesentlichen drei Ansätze, drei Strömungen, die sichtbar werden.

A) Der humanistisch-historische Ansatz, dessen Hauptvertreter fordern, gymnasiale Allgemeinbildung müsse sich mit Fragen der Werte-Ethik beschäftigen (Friedrich Maier: von der Information zur Moralisation; Klaus Westphalen: Verantwortung vor sich selbst bis zu der vor Gott; H. Munding: Ermöglichung existentieller Transfers; Wülfig: historische Kommunikation). Die neuen Lehrbücher realisieren diese Aspekte, indem sie sprechende Texte anbieten, die kommunikative Situationen erlauben: die Reise in die Alte Welt. Ferner wird in diesen neuen Werken Wert auf eine Identifikationsphase gelegt, so dass einfühlsam auf ein Nachdenken über Grundfragen menschlicher Existenz gezielt wird. Wichtig dabei ist aber, dass in den Texten nicht Ideale und Vorbilder vorgelegt werden, sondern Angebote und Denkmodelle, damit eine effektive Wertevermittlung möglich ist. Die neuen Lehrbücher bieten für diese humanistisch-historische Interpretation der Texte eine reiche Fülle.

B) Der sprachlich-linguistische Ansatz (Hauptvertreter: Glücklich, Petersen, Heilmann) ist dagegen wesentlich radikaler in seiner Funktionalen Grammatik, wenn er den Weg vorgibt vom Formalismus zum Funktionalismus, von der vertikalen zur horizontalen Durchnahme der Deklinationen und Konjugationen, vom Einzelsatz zum Text, von der phrastischen zur transphrastischen Texterschließung, von der Satz-für-Satz-Erschließung zur ganzheitlichen Vorerschließung. - Dieser sprachlich-linguistische Ansatz stellt einerseits eine Bereicherung und Ergänzung des Lateinunterrichts dar, er bietet mehr, aber fordert auch mehr. In einzelnen Bundesländern spielt er heute eine ganz wesentliche Rolle, in der Praxis aber scheint er sich nicht ganz durchzusetzen.

C) Der handlungsorientierte Ansatz (theoretisch vertreten durch R. Nickel, vielfach praktiziert bei Veranstaltungen des Heidelberger Kongresses) bezieht sich eindeutig auf die Tätigkeit des Subjekts des Schülers. Diese Strömung gilt in der heutigen Pädagogik als die Lösung, der

Krise der Schule entgegenzutreten. Als Grundsätze gelten: größtmögliche Selbstbestimmung des Schülers, Selbsttätigkeit, Selbstverwirklichung. Kehrseite dieses Vorganges ist die Zurücknahme des Lehrers, der die Rolle des Beraters, Organisators, Animators bekommt. Der Gegensatz zwischen den bisher praktizierten Verfahren und den neuen Ideen wird augenscheinlich.

Wesentliche Verfahren des handlungsorientierten Ansatzes sind: *Latine loqui*, szenisches Spiel, offener Unterricht, Wochenplanarbeit, Freiarbeit, Gruppenarbeit, Projektunterricht, spielerische Übungen, innere Differenzierung, fächerverbindendes Arbeiten.

Nach Westphalens Überzeugung sind alle drei Strömungen in der Praxis realisierbar, aber mit Augenmaß. Denn folgende Überlegungen sind zu bedenken: Wie jeder Lehrer seine Präferenz habe, macht auch jede Klasse einen unterschiedlichen Ansatz nötig. Und wie jede Strömung ein unterschiedliches Gewicht habe, trägt auch jeder der Ansätze unterschiedliche Probleme in sich, wie etwa das des zeitlichen Aufwands.

Abschließend stellte Westphalen ein ‚Vier-Phasen-Modell‘ vor, in dem er vier Zugänge des Umgangs mit Lehrbüchern unterrichtspraktisch konzentrierte: Zunächst sollte die Phänomen-Analyse wohl lehrergeleitet sein; die anschließende Übungsphase könnte im Hinblick auf die Selbständigkeit handlungsorientiert sein; die darauf folgende Phase der Sprach- und Textreflexion wird, von der Lehrer-Orientierung ausgehend, zur Selbsttätigkeit führen; schließlich wird sich die Phase der Textreferenz der humanistischen Interpretation bedienen.

„Das Fach Latein spielt keineswegs hiermit isoliert eine Einzelrolle, sondern steht mit diesen drei Strömungen in einem allgemeinen pädagogischen Kontext.“

3.2 Modernität und Bereicherung

Es ist kaum zu glauben, wie aufgeschlossen Altphilologen sind! Vor großem Publikum diskutierten der Arbeitskreis ‚Moderne Medien im altsprachlichen Unterricht‘ ein hochaktuelles Thema. Seine Mitglieder, der AK Junge Altphilologen, kommen aus vielen Bundesländern. Dr. STEFAN KIPF (Berlin) unterstreicht die Bedeutung der

neuen Medien mit ihrer modernen Informationstechnologie, des Computers wie des Internets als Informationsquelle, Kommunikationsmittel und Publikationsmedium. Da heute eine Selbstverständlichkeit für den Schüler, können sich dieser Entwicklung weder die Schule noch speziell die Altsprachler verschließen. Zahlreiche Lehr- und Lernprogramme gibt es bereits für Latein, spezielle Software bietet die nötige Ergänzung. Das Internet bietet ein fast unerschöpfliches Arsenal verschiedenster Informationen.

Wird nun durch den Einsatz des Computers der Unterricht in Latein und Griechisch bereichert, oder handelt es sich nur um vordergründige Modernität? - Diesen Fragen widmete sich TILMAN BECHTHOLD-HENGELHAUPT (Studienrat in Friedrichshafen). Er berichtet von seinen praktischen Erfahrungen und zeigt, dass er bereits 30% seines Lateinunterrichts im Computerraum abwickle. Als Grund nennt er die Notwendigkeit einer Reform der Schule: Abbau von Hierarchien; Einbringen der Wirklichkeit; Selbständigkeit des Schülers; Selbstreflexion der Schule; Verlust des alten Selbstverständnisses von Schule. Somit ist es Aufgabe der Schule, die Position des Schülers zu stärken, seinen geliebten Computer nicht zu ignorieren und ihn zu einem reflektierten Umgang mit den Medien zu führen. Im Referat, in der Computerdemonstration und in der Diskussion wird deutlich, dass der Lehrer seine alte Funktion verliert. „Der Lehrer gibt die Oberhoheit über die Methode auf“. Lehrer werden Lernberater, die Schüler entscheiden frei, der Computer wird sein Gedächtnis, der Schüler wird aktiviert, Momente des Spielerischen bereichern den Unterricht.

Eine Reihe von Gegenargumenten wird vorgebracht: Überfrachtung der Schule durch ständige Neuerungen; Zerstörung des Anliegens des altsprachlichen Unterrichts; mangelhafte Effektivität; schwierige Organisation. Der Nutzen wird wiederholt: Aktivierung des Schülers; Verstärkung der Transparenz von Texten; Zuwachs an Mobilität.

Die eingangs gestellte Frage bleibt in ihrer Antwort offen. Deutlich wird aber: Der Reiz des Neuen ist ein starkes Motiv, tätig zu werden. Denn es heißt schließlich: „Aufgabe der Schule ist es,

die Zukunftsfähigkeit des Schülers zu entwickeln.“

3.3 Und wieder: Vokabellernen

Handlungsorientierter Unterricht wird auch in der Didaktik der Alten Sprachen immer wichtiger. Bedeutet in der Zukunft der Computer alles, oder gibt es noch andere, eventuell konventionelle Medien, um die Lerneffektivität zu steigern? - Dr. EDITH SCHIROK (Freiburg) setzte sich in einem Arbeitskreis mit der ‚Kunst des Vokabellernens‘ auseinander, indem sie damit auf ein oft behandeltes Grundproblem des Lateinunterrichts einging, da die Fachdidaktik der vergangenen Jahre kaum Neues vorlegen konnte. Denn festgeschrieben scheint die rezeptive, verarbeitende Rolle des Schülers, bei der kein Gestalten, keine Kreativität, kein eigenverantwortliches Lernen sich einstelle.

Eine sicher nicht neue, aber immer noch - nach Schirok - zu wenig beachtete und praktizierte Methode, das offensichtliche Problem des Vokabellernens zu bewältigen, bietet die Vokabelkartei. Sie muss unter Berücksichtigung lernpsychologischer wie auch fachdidaktischer Kriterien lernstrategisch aufgebaut werden. Die Probleme der Wortschatzarbeit bestehen in der Reduktion der Menge durch Auswahl, in der Bedeutungsreduktion, in der Einführungsmethode, in der Lernmethode und der Abspeicherung. Frau Schirok zeigte sehr plastisch die Arbeit mit einer solchen Vokabeldatei, ausgehend von ihrer Anlage und ihrem Aufbau, sie machte das Baukastensystem deutlich, dessen Wert dadurch steigt, dass der Schüler es selbst aufbaut und somit das Lernen lernt. Das Baukastensystem hat hervorragende Gestaltungsmöglichkeiten, kann somit mit dem Errichten eines Gebäudes verglichen werden, es biete Ansätze für entdeckendes Lernen, Vernetzen und kreatives Gestalten. Die Vokabelkartei wird so zum ganz persönlichen Besitz. Dadurch wird sinnvolle Wortschatzarbeit im Unterricht möglich, wenn die persönliche Kartei in selbständiger und selbsttätiger Verantwortung vom einzelnen Schüler individuell und methodisch angelegt und ausgebaut wird. Solche Arbeit führt zur Stärkung der Wahrnehmung, aber auch zur visuellen Auf-

bereitung eines doch umfangreichen Stoffes. Die Kartei habe zweifellos einen multifunktionalen Sinn, denn auch spielerische Formen der Handhabung im Unterricht sind realisierbar. Wichtigster Effekt bei der Anlage und beim Gebrauch einer Vokabeldatei ist die Anleitung zum selbständigen Arbeiten in eigener Verantwortung.

So ist ganz offensichtlich nicht nur die Handhabung eines Computers untrügliches Kennzeichen eines ‚zukunftsfähigen‘ Lateinschülers, sondern auch der Aufbau einer so gestalteten Vokabelkartei. Es ist wahrhaft eine Kunst. Und dazu eine Schlüsselqualifikation.

3.4 Spaß an Wort und Bild

Niemand wird den Altsprachlern nachsagen können, dass sie innovationsunfähig stets beim Alten verweilen. Eine Reihe von Referenten hatte sich vorgenommen, gerade neue Möglichkeiten für die Alten Sprachen zu eruieren, wie etwa auch DIETER BELDE (Hamburg) der ebenso wie andere handlungsorientierten Ansätzen nachging und in seinem Arbeitskreis ‚Neue Formen des Lateinunterrichts‘ Beispiele der Projektorientierung vorstellte und Möglichkeiten aufzeigte, wie der Lehrer die eingefahrenen, oft ausgeleiteten Geleise des Lektüreunterrichts verlassen kann.

Die Teilnahme an Dr. GERHARD FINKS (Nürnberg) Arbeitskreisen bei den zurückliegenden Kongressen war immer ein besonderes Vergnügen, weil deutlich wurde, dass Latein nicht nur nützlich und wertvoll ist, sondern auch Spaß machen kann. Der Mitherausgeber von Lehrwerken und Autor unkonventioneller Lernhilfen machte auch diesmal seinem Ruf alle Ehre. Er erläuterte in seinem diesjährigen Arbeitskreis (‚Grammatik sehen - Grammatik verstehen‘) verschiedene Formen der Verdichtung, Visualisierung und Operationalisierung. Anliegen des ‚Meisters der Vereinfachung‘ ist es, die Formalgrammatik mit unzähligen Paradigmenkästchen und schülerunfreundlich formulierten Regelsätzen zu entschärfen. Dr. Fink zeigte an vielen Beispielen der Unterrichtspraxis, dass das Sehen eine - gerade für den heutigen Schüler - wichtige Voraussetzung des Verstehens sein kann. ‚Bildchen‘ haben häufig eine höhere Aussagekraft als Worte, auch bei

der Erklärung der grammatischen Phänomene des Lateinunterrichts. Schlichte Merkhilfen sind oft wirksamer als komplexe Regularien. Vereinfachende Kürzungen der ‚vorgetäuschten‘ Fülle machen das Leben des Lehrers wie des Schülers gerade im Lateinunterricht erträglicher.

4. Weitere schöne Veranstaltungen des Kongresses

4.1 Altes und neues Griechisch

Der größere Teil der Veranstaltungen des Heidelberger Kongresses befasste sich mit Latein, in drei Vorträgen bzw. Arbeitskreisen kam aber auch die griechische Sprache zu ihrem Recht. So zeigte GERHARD KNEISSLER (LRSchD aus Arnsberg) in seinem Arbeitskreis mit dem Thema: ‚Im Griechischen geht es um mich!‘ Aspekte der Schülerorientierung und Handlungsorientierung des Griechischunterrichts auf. Er breitete anhand zahlreicher anregender Beispiele interessante Möglichkeiten aus, welche die Schüler auf neuere Geschichtsschreibung hinweisen, die aber auch Anlass bieten, sie zur Rezeption einzuladen und die Spiegelungen der antiken Literatur im Selbstverständnis der Moderne wahrzunehmen. Drei Fragestellungen wurden im Arbeitskreis behandelt: Zunächst wurde an einigen Beispielen erörtert, wie das interdisziplinäre Lernen und das projektorientierte Arbeiten in die Lehrpläne der Bundesländer didaktisch einzuordnen sind; zweitens, wie der Lektüreunterricht durch langfristige Arbeitsvorhaben begleitet werden kann, und drittens, welche Fächer sich in welcher Weise fächerübergreifend im Projektunterricht einbringen lassen. Beispiel: Die Rezeption der griechischen Antike in der angelsächsischen Literatur.

Der unvoreingenommene Zuhörer muss sich spätestens an dieser Stelle skeptisch die Frage stellen: Und warum ‚blüht‘ dann das Fach Griechisch in den Schulen nicht?

Und wer dann weiterhin in dem Vortrag von Prof. Dr. ARBOGAST SCHMITT (Marburg) zum durchaus aktuellen Thema: ‚Gleichheit oder Gerechtigkeit als Prinzip der Freiheit?‘ erfährt, wie sehr Platons ‚Politeia‘ als Vorbild wie als Gegenbild moderner Staatskonzeptionen gelten kann, sucht bereits ein zweites Mal nach einer schlüs-

sigen Antwort auf die vorher gestellte Frage. Für Platon gehören Freiheit, Glück und Selbstentfaltung zusammen, damit erübrigt sich das Eingreifen des Staates in den Bereich individueller Freiheit. Wenn der einzelne das ihm Gemäße tut, so sichert ihm dies Glück und Freiheit und dem Staat das bestmögliche Mitwirken seiner Bürger. Wenn jeder das Seine tun kann, ist für Platon der Zustand der Gerechtigkeit hergestellt. Der Referent zeigte sehr klar, wie Platon seine Theorie der Gerechtigkeit auf eine subtile Untersuchung der psychischen Voraussetzungen des Menschen gründet. Dass dann aus dieser Analyse die positive Ordnung und die Verfallstendenzen des Staates sich ergeben, schloss Schmitt folgerichtig.

Dass das Fach Griechisch sterben soll oder wird, ist dem völlig unverständlich, der den Arbeitskreis von JÖRG EYRAINER (Oberstudiendirektor am Gymnasium Donauwörth) besucht hat. Der Referent erläuterte nämlich zunächst, wie sinnvoll es ist, neugriechische Elemente in den Altgriechischunterricht einzubeziehen, so dass, dem Arbeitskreisthema entsprechend, ‚3000 Jahre lebendiges Griechisch‘ dem Schüler bewusst werden. Bei diesem Versuch - so Eyrainer - kann festgestellt werden, dass daraus keine neue Belastung auf Lehrer bzw. die Klasse zukommen muss. Im Gegenteil, es ist sogar aus einem solchen Vorgehen ein Gewinn für das Altgriechische möglich. Wenn mit dem Neugriechischen das heutige Griechenland als hochaktueller EU-Partner hörbar und sichtbar wird, so erfolgt, wie Eyrainer sagt, ‚eine dringend notwendige Revision des Griechenlandbildes der deutschen Klassik‘ und eine Bewusstseins-schärfung für die Bedeutung dieses Landes, wenn es darum geht, europäische Identität zu entwickeln.

Müsste nicht schon aus diesem Grund ‚Griechisch‘ europaweit erhalten bleiben?

4.2 Alte und neue Medizin

In seinem mit großen Interesse aufgenommenen Vortrag über ‚Spurenelemente antiker Heilkunde in der Medizin der Gegenwart‘ versuchte Prof. Dr. JÖRN HENNING WOLF (Kiel) anschaulich bewusst zu machen, dass verschiedenartige Charakteristika der antiken Heilkunde in der Medizin der Gegenwart, obgleich nur in Mikro-

mengen auffindbar, als oft unentdecktes prägendes Erbgut in ihr fortleben.

Es ist leicht nachzuprüfen, dass die etwa 500.000 Fachbegriffe der Medizin und Biologie aus dem Lateinischen und Griechischen stammen bzw. formal und semantisch an den allenfalls ‚scheintoten, offenkundig immer noch zeugungsfähigen Alten Sprachen‘ orientiert sind. Jedenfalls erscheint das antike Erbe unübersehbar in der wissenschaftlichen Kommunikation der heutigen Weltmedizin.

Ebenso wird die antike Wortbildungsmatrix bei der aktuellen wie auch künftigen Begriffsneubildung weiterhin als ‚Werkstoff und Gussform‘ dienen, und zwar zur Abgrenzung der Grundarten pathologischer Prozesse und der Klassifizierung unterschiedlichster Krankheitsbilder. Dass sich die kategorialen Begriffe auf *-itis*, *-osis*, *-iasis* u. ä. als mustergültig erhalten haben, beruht mit Sicherheit auf der im Graecolatialisierungsprozess beibehaltenen Modulations- und Kompositionsfähigkeit der nominalen Phänomene der griechischen Sprache.

Ein weiterer Bereich ist in der Differenzierung der Phasen klinischer Diagnosemethoden zu erkennen, die von der antiken Medizin ausgehend auch in der heutigen Praxis des Arztes gängig sind: Inspektion - Palpation - Auskultation - Perkussion; zur primären Erfassung krankheitsbedingter Körperveränderungen haben antike Ärzte ein nicht allen Hochkulturen gemeinsames Spezifikum entwickelt. So wurden von der Medizin der Griechen und Römer eine ganze Reihe typischer Krankheitsbilder erfasst, deren literarische Schilderung nach der Überzeugung von Prof. Wolf ein durchaus anspruchsvoller und ansprechender Lektürestoff des Griechischunterrichtes werden könnte. Einem modernen Fortschrittsenthusiasmus ist mit der Behauptung entgegenzutreten, dass dem Funktionsmechanismus heutiger Spezialapparaturen das gleiche Prinzip zugrundeliegt, auf dem die antiquiert scheinenden Praktiken griechischer Ärzte beruhen (antikes Spreizspeculum → moderne Endoskopie). Das berufliche Aufgabenverständnis hat sich seit der Antike nicht wesentlich verändert: Das Krankheitsgeschehen ist der Naturgesetzlichkeit unterworfen. Aus der Anerkennung dieses im

griechischen Physis-Begriff verankerten Grundprinzips folgen für den griechischen Arzt als Verhaltensnormen und Handlungsmaximen, dass der Heilende, da im Kranken ein ambivalentes Vermögen wohnt, das sich selbststeuernd zum Guten oder Schlechten wenden kann, die Selbstheilungstendenz unterstützt. Ferner muss er sich therapeutisch expektativ verhalten und seine die Spontanheilung stützende Behandlung am normativen Konzept der Gesundheit ausrichten. Dabei ist als Ziel im Auge zu behalten, dass das ausgewogene Mischungsverhältnis der Säfte und Elemente des kranken Körpers durch die Verordnung diätetischer Vorgaben bzw. durch chirurgische Eingriffe wiederherzustellen ist.

Überschneidungen und Divergenzen von einst und heute werden erkennbar. Die Rückbesinnung ärztlicher Kunst bis ins Altertum belegt die Kontinuität der Tradition. Durchgehend ist als Prinzip das Vertrauen auf die Selbstheilungskräfte der Natur erkennbar. In der Literatur findet sich die am Krankenbett erprobte ärztliche Kunst. Eindrucksvolle antike Beschreibungen belegen, dass heute als typisch erkannte Phänomene im Grundsatz in der Antike schon bekannt und aktuelle Standardverfahren im Grunde hippokratische Methoden sind. Dieser Tatbestand reicht von den Gerätetypen bis zu den Denkformen, die vielfach erkennbar werden, wie etwa in den Vorstellungen der Harmonisierung des Säfteausgleichs im Körper oder der teleologischen Auffassung der Körperteile in einer funktionalen Anatomie.

Als notorisches Beispiel für antike Tendenzen in der modernen Medizin gilt der Hippokratische Eid, der seine heutige Ausprägung im sog. ‚Genfer Gelöbniß‘ gefunden hat. In deutlicher Anlehnung an das griechische Vorbild formuliert, ist es vom Weltärztebund verabschiedet worden und gilt als Präambel der herrschenden ärztlichen Berufsordnungen, worin die standesrechtlichen ethisch-pragmatischen Grundsätze ausgeführt sind: das Versprechen, zu nützen, wenigstens nicht zu schaden; das Gelöbniß, nicht zur Tötung beizutragen; die Schweigepflicht.

„Diese drei Gedanken aus der Antike haben wiederholt in der öffentlichen Diskussion weiter Kreise der Gesellschaft zu einer ... kollektiven

Bewusstseinsrepräsentanz mit Hilfe des antiken deontologischen Dokuments geführt.“

4.3 Die Oper im griechischen Gewande?

Wie hat Musik in der Antike geklungen? - Man weiß es nicht. Und die Verbindung von Musik, Wort und Tanz, vereinigt in der antiken Tragödie und Komödie, ist nur schemenhaft zu erahnen, erschließbar aus eher beiläufigen Notizen antiker Autoren. So sind nur die Texte erhalten.

„Der Operngeschichte hat dies nur gutgetan“, schloss Prof. Dr. JÜRGEN LEONHARDT (Rostock/Marburg) in seinem Vortrag ‚Antikes Drama und neuzeitliche Oper. Annäherungen an ein unbekanntes Ideal‘.

Die Orientierung am antiken Schauspiel gab der Oper in ihrer Entwicklung seit ihren Anfängen im Florenz des 16. Jahrhunderts bis in die Moderne immer wieder Impulse, da die Antike als Idealbild unumstritten war. Während aber in der Renaissance-Kunst Maler wie auch Architekten antike Artefakte zur Anschauung und Auseinandersetzung vorfanden, konnten Komponisten in ihren Opernschöpfungen ihr eigenes Ideal verwirklichen und es dann aber als Ideal der Antike ausgeben. „Diese produktiven Missverständnisse sind für sich genommen bereits interessant genug; manches lässt sich aber erst sehen, wenn man sie zueinander in Beziehung setzt“, meinte Prof. Leonhardt, der auf dieser Fährte zuerst der musikalisch-technischen Frage nachging, wie die antike Einheit von Wort und Gesang mit modernen musikalischen Mitteln darzustellen sei, um dann die Orientierung des Opernlibrettos an den Vorgaben der griechischen Tragödie zu untersuchen.

Bei der Darstellung von fünf Hauptstationen auf dem Weg der Begegnung des antiken Dramas mit der neuzeitlichen Oper ging der Referent von den ‚Theoretikern‘ der Florentiner Camerata um 1600 aus, zu denen Giovanni Bardi, Vincenzo Galilei und Piero Strozzi gehörten. In ihrem berühmten Traktat ist das Wesen von Monodie und Polyphonie die Kernfrage. Giulio Caccini, der Komponist der Oper ‚Euridice‘ beruft sich ausdrücklich auf die theoretischen Überlegungen der Camerata.

Zweite operngeschichtliche Hauptstation ist dann die ‚tragédie lyrique‘ im Frankreich des 17. Jahrhunderts, die wieder mehr auf das Arioso verzichtet, die Textrezitation aber in den Vordergrund schiebt. Hauptvertreter ist J. B. Lully, die Libretti schrieb Ph. Quineau.

Im Zusammenhang der Opernreform um Chr. W. Gluck bestimmen die theoretischen Schriften von F. Algarotti und R. da Calzabigi die neue Richtung der Reduzierung der Formensprache und der Annäherung an die syllabische Behandlung der gesungenen Melodie. Reformwerke dieser Epoche und dieses Komponisten sind: *Iphigénie en Aulide* und *Iphigénie en Tauride*.

Richard Wagner gilt im 19. Jahrhundert als eine wesentliche Entwicklungsstufe im Hinblick auf ein modernes Verständnis von Oper. Bekannt ist seine Begeisterung für die Griechen und das antike Drama. Wesentlich für das Verständnis ist die theoretische Schrift ‚Oper und Drama‘ von 1851. Wagner übernimmt den Begriff der Trilogie, auch im Theaterbau gibt ihm die Antike die Vorlage. Er versucht die Einheit von Musik und Wort in eine fundamental neue Art der Musik umzusetzen. Melodie ist nicht Mittel, vielmehr Konkretisierung. Leonhardt zeigte am Tonbeispiel aus ‚Rheingold‘ das Wesen ‚melodischer Deklamation‘.

Im 20. Jahrhundert kommt Carl Orff (fünfte Hauptstation) dem Wesen des Griechischen wohl am nächsten. Bekannt sind seine Opern ‚Antigone‘, ‚Oedipus tyrannus‘, ‚Prometheus‘. Das ‚rhythmische Rezitieren‘ knüpft an die vermeintliche Urgestalt der griechischen Musik an (Georgiades). Der Grundgedanke ist, dass Sprache die Musik in sich trägt. Doch auch hier bei Orff liegt dieses ‚produktive Missverständnis‘ vor: Der Text hat wenig Einfluss auf die musikalische Gestaltung, wie Leonhardt am Musikbeispiel des vertonten griechischen Textes des ‚Prometheus‘ vorführte. Die Sprache ist artikuliertes Klangmaterial, Mittel der Ausdeutung ist die Musik, die den Text aus dem Alltag entrückt.

Im Hinblick auf das Verhältnis der Oper zur antiken Gattung ist zu erkennen, dass am Anfang der Entwicklung um 1600 Tragödienstoffe konsequent ausgespart werden. Monteverdis ‚Krönung der Poppea‘ ist nur scheinbar eine Aus-

nahme. Quelle ist nämlich nicht die Seneca zugeschriebene ‚Octavia‘, sondern die Annalen des Tacitus. Für die tragédie lyrique ist der Bezugspunkt das französische Sprechtheater, nicht die antike Tragödie. Erst im 18. Jahrhundert wird die Hinwendung zum antiken Vorbild deutlich. Die frühen Opern des 16. und 17. Jahrhunderts durften kein tragisches Ende haben, im 18. Jahrhundert gehen die antiken Themen sehr stark zurück.

Nachhaltige Eindrücke hinterließ Leonhardts Vortrag durch die Musikbeispiele aus Monteverdis ‚L’incoronazione di Poppea‘, Wagners ‚Ring des Nibelungen‘ und Carl Orffs Antikenvertonungen.

4.4 Πάθει μάθος

Rekonstruktion, nicht Rezeption war das Ansinnen eines recht ungewöhnlichen Unternehmens von Mitgliedern des Heidelberger Seminars für Klassische Philologie in dem sehenswerten und ausdrucksstarken Versuch, die Parodos aus der Tragödie des Aischylos ‚Agamemnon‘ vorzuführen. Der Begriff Parodos bezeichnet den Gesang des Chors beim Eintritt in die Orchestra. Der Stoff der Trilogie ‚Oresteia‘, aus der die Tragödie ‚Agamemnon‘ stammt, ist ein Mord und seine Folgen. Die Chorpartie enthält das oft zitierte Wort: ‚Durch Leiden lernen‘ (Vers 177).

Ziel der Studenteninszenierung war eine genaue Rekonstruktion der Praxis, wie in Athen das tragische Chorlied aufgeführt wurde. Intention war, die historische Aussprache zu verwenden wie auch den musikalischen Charakter in Rhythmus und Tanz umzusetzen. Zeitgenössisch belegte Mittel der Rhythmusbetonung (Klatschen, Stampfen und Schnipsen) wurden eingesetzt, um eine Annäherung zu erreichen an den authentischen Rhythmus und die ursprüngliche Form des Tanzes. Tanzbewegungen, die nach Bilddokumenten und Textzeugnissen konzipiert waren, hatten die gleiche Absicht.

Der Inszenierung von Dr. Katharina Grau (Heidelberg) gelang es durch die Gesamtdramaturgie, Anflüge von ‚eleos‘ und ‚phobos‘ zu erzeugen, in kathartischem Nachdenken: „Gültig ist, dass durch das Leid die Einsicht kommt.“

4.5 Ovid einmal anders

Für eine ganz ungewöhnliche Abendaufführung in der Aula der Universität erarbeitete der Regisseur Leonid Sutowicz eine szenische Darstellung der Erzählung des Dichters Ovid zu ‚PYGMALION‘ (met. X 243ff.), die im Kern ein Märchen von der Verschmelzung von Kunst und Leben ist, von der Erfüllung der Liebe als Geschenk der Götter.

Abgestoßen von dem Mängelwesen Frau, formt der Bildhauer Pygmalion das Idealbild Frau in einem Standbild aus Elfenbein. Sein Gebet - er liebt das Bild, wie wenn es lebte - erhört Venus, indem sie das Kunstwerk in die lebendige Geliebte verwandelt.

In der Antike wurden mythische Stoffe immer wieder als Pantomimus gestaltet.

In Anlehnung an diesen Vorgang sprach und tanzte die Schauspielerin JOLANTA KOZAK (Kiel) Ovids Pygmalion in einer sehenswerten Präsentation. Elemente des Mimus und Pantomimus sind verbunden worden, Tanz, Spiel und Sprache wirkten zusammen, eingehüllt in sphärische Klänge.

Und der aufmerksame und faszinierte Zuschauer(-hörer) verstand nicht nur, warum diese Schauspielerin mit dieser Aufführung im In- und Ausland als gern gesehener Gast Erfolge feiert, sondern auch, warum diese antike Metamorphose schöpferische Menschen, wie Rameau, Cherubini, Suppé, Shaw und Loewe zu musikalischen oder dramatischen Kompositionen neu angeregt hat.

5. EUROCLASSICA

In vielen Vorträgen des Heidelberger Kongresses wurde die europäische Dimension der klassischen Bildung stärker als früher betont. EUROCLASSICA ist der Zusammenschluss aller europäischen Altphilologenverbände und war deshalb Mitveranstalter der diesjährigen Tagung in Heidelberg. [Vgl. den Bericht über EUROCLASSICA von J.-J. Glücklich in FORUM CLASSICUM 2/97, S. 62-70. Anm. d. Red.]

Als wesentliche Ziele verfolgt EUROCLASSICA, wie Prof. EDOUARD WOLTER, der Vorsitzende dieser Vereinigung aus Luxemburg, in seinem Grußwort erläuterte, die Alten Sprachen und die Beschäftigung mit der Antike als der ge-

meinsamen Basis europäischer Kultur und Bildung im Schulsystem aller Länder Europas zu verankern und zu stärken. Ferner soll auf eine entsprechende Vertretung und finanzielle Unterstützung für diese Ziele bei den europäischen Behörden hingearbeitet werden. Schließlich ist es ein Anliegen, Schülerbegegnungen und Lehreraustausch zu fördern und Länder zu unterstützen, die altsprachlichen Unterricht neu installieren wollen. Grundlegend für diese Vereinigung ist das Schlusskommunique der EUROCLASSICA-Konferenz in Chios 1997, in dem es u. a. heißt: „Die klassische Tradition hat nicht nur die Zeit überdauert, sondern kennzeichnet alle Stufen der Entwicklung der westlichen Zivilisation. Sie beruht auf den Sprachen Griechisch und Latein, auf der Entwicklung der Rationalität in diesen beiden Kulturen, auf der Organisation zivilisierter Staaten und auf der Kreativität. Artikel 128 des Maastricht-Vertrags legt fest, dass die Europäische Gemeinschaft dazu beiträgt, die Kultur in den Mitgliedsstaaten zu fördern, wobei die nationale und regionale Unterschiedlichkeit berücksichtigt, das gemeinsame kulturelle Erbe aber hervorgehoben werden soll. EUROCLASSICA fordert deshalb, dass Latein und Griechisch ihren Platz als Fundament der geistigen und kulturellen Erziehung junger Europäer erhalten und ihre Einbeziehung in die Bildungsgänge aller europäischen Länder garantiert wird.“

Ein Arbeitskreis mit Mitgliedern aus mehreren europäischen Ländern hat sich während des Kongresses mit dem Thema befasst: ‚Zugänge zur lateinischen Sprache und zur römischen Kultur im Lateinunterricht verschiedener europäischer Länder‘. Er diente nicht nur der gegenseitigen Information und Anregung, sondern auch der Besinnung auf die gemeinsame europäische Basis.

6. Humanismus-Preis 1998

„Wer vor der Vergangenheit die Augen schließt, wird blind für die Gegenwart“. Diese lapidare Feststellung könnte in einem Plädoyer für die Alten Sprachen stehen. In Wirklichkeit stammt sie aus der Ansprache eines hohen politischen Repräsentanten, aus der Rede, die Richard von Weizsäcker ‚Zum 40. Jahrestag der

Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft' 1985 gehalten hat.

Prof. Dr. JÜRGEN BLÄNSDORF (Mainz) hatte in einem bemerkenswerten Vortrag zum Thema ‚Seneca und Richard v. Weizsäcker über Geschichte und Zukunft‘ - unabhängig von der vorgesehenen Ehrung des Altbundespräsidenten - eine Stelle aus Senecas *Naturales quaestiones* (3, praef. 1.5ff.) mit der genannten Gedenkrede verglichen. Im Abstand von fast zweitausend Jahren haben sich zwei Philosophen - sie trugen zeitweise auch hohe politische Verantwortung - über den Sinn von Beschäftigung mit Geschichte nachgedacht, sind allerdings zu recht unterschiedlichen Ergebnissen gekommen bei ihrem Nachdenken über die Frage nach dem Nutzen der Geschichte für die Zukunft. Der Römer hält nichts von der Beschäftigung mit der Vergangenheit: Sie leiste keinen Beitrag zur Bewältigung von zivilisatorischen Problemen der Menschheit. In fundamentalem Gegensatz dazu steht die Überzeugung des früheren Bundespräsidenten, während der antike wie der moderne Denker in der Frage der Verantwortung des Menschen für die Zukunft gleicher Meinung sind. F. v. Weizsäcker: „Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.“ *„Itaque secundis nemo confidat, adversis nemo deficiat. Alternae sunt vices rerum.“* (Sen. 3, praef. 7)

An Dr. Richard von Weizsäcker verlieh in einem Festakt der Deutsche Altphilologenverband den Humanismus-Preis 1998 in der Aula der Heidelberger Universität.

Eingangs rezitierten Studenten die bekannte Parodos aus Aischylos' Agamemnon in griechischer Sprache, in der die nachdenkenswertesten Sätze stehen von der Notwendigkeit des Handelns, von der Hoffnung, dass es gut werde, und von der beängstigenden Aussicht, dass durch das Leid die Einsicht komme.

Anschließend würdigte Prof. Dr. h. c. MANFRED ROMMEL, Oberbürgermeister von Stuttgart a. D., den Preisträger in einer mit großer persönlicher Zuneigung und feinem Humor vorgetragenen Laudatio, die den Menschen ehrte und die Sache, den Humanismus, aus der Sicht

des „Nicht-Humanisten“ ins angemessene Licht rückte.

Grundlage des Humanismus-Preises ist der auf die Antike zurückgehende Gedanke der Verknüpfung von geistiger Bildung und aktivem Eintreten für das Gemeinwohl. Denn auch die moderne Gesellschaft braucht Führungskräfte mit politischem Ethos und geistigem Format. Sie braucht verantwortliche Persönlichkeiten, die ihr Urteilsvermögen durch die Auseinandersetzung mit Geschichte und Kulturtradition geschärft haben. Dr. Richard von Weizsäcker gibt für diese Wertvorstellung ein Beispiel. Die über den Tag hinaus Orientierung gebende Wirkung seiner Argumente zu politisch-moralischen Grundfragen wird auch von politischen Gegnern anerkannt.

Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER, der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes, verlas vor der Übergabe des Humanismus-Preises 1998 den Wortlaut der Urkunde:

HIS LITTERIS
PRAEMIVM HVMANITATIS
ADIVDICAMVS
DOMINO ILLVSTRISIMO
ATQVE HVMANISSIMO

RICHARD VON WEIZSÄCKER

PRAESIDENTI PRISTINO
REI PVBLICAE GERMANICAE FOEDERATAE
QVI RES CIVILES SEMPER ET VBIQVE
CVM ANIMI CVLTVRA CONIVNGENS
CIVIBVS SVIS CLARVM EXEMPLVM
HVMANITATIS
ANTE OCVLOS POSVIT
QVI ARTIBVS LIBERALITER INSTITVTVS
IN LITTERIS ANTIQVORVM
ET RECENTIORVM VERSATVS
MVLTI AC VARIIS MVNERIBVS PVBLICIS
FVNCTVS
SVMMVM DENIQVE CIVITATIS HONOREM
ADEPTVS
LIBERALITATE, AVCTORITATE
MAXIMEQVE ORATIONIS GRAVITATE
SALVTI VNIVERSAE CIVITATIS
ET OMNIVM CIVIVM
PRVDENTER INDVSTRIEQVE CONSVLVIT

Genau dieser Würdigung entsprach auch die engagierte Dankrede des Preisträgers. [Sie ist im vorliegenden Heft abgedruckt und verdient gerade in der bildungspolitischen Diskussion über den Wert des altsprachlichen Unterrichts größte Beachtung. Anm. d. Red.]

7. Varia

Außer der schon erwähnten ‚Vergilpassage‘, die sich über mehrere Etagen der Heidelberger Universität zog, war zum erstenmal auch eine Ausstellung von Lateinbüchern verschiedener Länder Europas, die von EUROCLASSICA organisiert worden war, zu sehen. Ferner wurden auf einem gesonderten Areal ‚Werbematerialien für den Latein- und Griechischunterricht‘ den Kongressteilnehmern präsentiert. Diese Ausstellung legte das Ergebnis eines vom DAV ausgeschriebenen Wettbewerbs vor, der bundesweit eine sehr erfreuliche Resonanz gefunden hatte. Neben den prämierten Arbeiten wurde ein repräsentativer Querschnitt aus den eingesandten 295 Plakotentwürfen von 60 Gymnasien gezeigt. DIETER FRIEDEL (Rosenheim), der diesen Teilbereich organisiert hatte, ergänzte die farbenfrohen Bilder durch die Vorlage von Broschüren für die Öffentlichkeitsarbeit.

Auch Baden-Württemberg präsentierte sich mit ‚Schülerarbeiten verschiedener Gymnasien‘ dieses Bundeslandes, einer materialreichen Ausstellung, die von MR. GÜNTHER REINHART (Stuttgart) betreut wurde. Intention dieses Einblickes war es, ein anschauliches und lebendiges Bild von der Unterrichtswirklichkeit in den alten Sprachen zu vermitteln und seine fächerverbindende Tendenz offenzulegen.

Regen Zuspruch vom Morgen bis zum Abend hatten die ‚Verlagsstände‘, die im Universitätsgebäude Hunderte von Kongressteilnehmern anzogen, die sich über die Neuerscheinungen informieren wollten. Ein wertvoller Beitrag für einen periodisch stattfindenden Bundeskongress!

Hörsaal 2 der Heidelberger Universität wurde von den Kongressteilnehmern auffallend häufig und stark besucht. Anziehungspunkt war dort die Aktion ‚Schulen ans Netz‘, eine Initiative vom Bundesministerium für Bildung, Wis-

senschaft, Forschung und Technologie und der Deutschen Telekom. Offensichtlich verspüren auch Altphilologen, dass sie ihre Medienkompetenz erweitern und diesen Weg der Informationsgesellschaft beschreiten müssen, um umfassenden Zugang zu dem Rohstoff Wissen zu erhalten.

Die genannte Initiative fördert Projekte der Schüler- und Lehrerbildung. Exemplarisch für viele gelungene Vorhaben stellte ‚Schulen ans Netz‘ innerhalb dieses Kongresses das Projekt ‚Orpheus im Elektronenhirn‘ vor. Die Präsentation dieses Projekts erfolgte in einem diesbezüglichen Arbeitskreis durch Dr. MICHAEL ALPEROWITZ (Ilvesheim): ‚Lassen Sie sich einladen, hinabzutauen von der verwirrenden Oberfläche dessen, was uns das ‚Netz‘ so alles vor Augen führt, zu den verbindenden Quellen, aus denen auch die Oberfläche unseres Bildschirms schöpft ...‘

Wie konventionell, aber begeisternd schön war da doch die musikalische Umrahmung des Kongresses! Zur Eröffnung wurde ein dem Altphilologenkongress würdiges Programm angeboten: ‚Die vier Weltalter nach Ovids Metamorphosen‘ von Karl Ditters von Dittersdorf (1. und 4. Satz) und Jacques Offenbachs Ouvertüre zu ‚Orpheus in der Unterwelt‘. Nicht minder waren Niveau und Qualität der Präsentation durch das prächtig gestimmte Orchester des Kurfürst-Friedrich-Gymnasiums Heidelberg unter der Leitung von BIRGIT FALLER-BLASS.

Bei der Preisverleihung am Schlußtag glänzte das Fidelitas-Quintett aus Karlsruhe, fünf meisterhaft musizierende Geschwister, mehrfach preisgekrönt, mit dem Bläserquintett in B-Dur, op.56, Nr.1 von Franz Danzi.

Musik und Dichtung sind uns, wie Platon sagt, als Festgenossen gegeben. Man möchte hinzufügen: auch als Kongressgenossen.

Doch dieser bemerkenswerte Heidelberger Kongress wäre nicht in dieser Form möglich gewesen ohne den von langer Hand planenden, in Problemsituationen umsichtigen, bis ins kleinste Detail sorgenden Organisator vor Ort: Dr. HELMUT MEIBNER vom Staatlichen Seminar für Schulpädagogik Karlsruhe. Er, zusammen mit seiner Gattin HANNE MEIBNER (die auch den vorzüglichen 100 Seiten umfassenden Kongress-

begleitet zusammengestellt hatte) und 130 freundlichen (!) Schülerinnen und Schülern - woher nimmt er die in den Ferien? -, gab eine starke Vorstellung. Viele danken es ihm!

8. Exkursionen

Erfreuliche Ergänzung, sinnvolle Abrundung und persönliche Bereicherung sind bei allen altphilologischen Kongressen die angebotenen Exkursionen. Das Programm der Heidelberger Tagung bestätigt diese Behauptung nachdrücklich. Der Besuch des kurpfälzischen Museums war insofern aufschlussreich, als der Besucher einen anschaulichen Eindruck durch die dort präsentierten archäologischen Dokumente und die sachkundigen Erläuterungen des Fachmannes bekam, wie Geschichte und Kultur der Region sich in einzelnen Phasen entwickelt haben: vom steinzeitlichen Faustkeil über das rekonstruierte Mithräum und die römischen Bestattungsarten bis zu Tilman Riemenschneider.

Eine ganztägige Exkursion führte über Speyer nach Rheinzabern. Besonders beeindruckend war die alte Dom- und Kaiserstadt, in römischer Zeit Noviomagus genannt und Hauptort der Nemeter. Der im 17. Jahrhundert zerstörte und dann wiederaufgebaute Stadtkern bot sehenswerte Zeugnisse verschiedener Bauepochen, wie den salischen Kaiserdom mit der Krypta und Grablege bedeutender deutscher Könige und Kaiser. Nachmittags führte der Weg nach Rheinzabern, dem römischen Tabernae, wo im Terra-Sigillata-Museum unter fachkundiger Führung der größte römische Metallfund in Europa zu bestaunen war.

Weniger geläufig war manchem Teilnehmer einer weiteren Exkursion nach Bad Wimpfen, dass diese alte Kaiser- und Freie Reichsstadt die größte Stauferpfalz nördlich der Alpen beherbergt. Der Besuch dieses geschichtsträchtigen Ortes mit Kaiserpfalz, dem Blauen und Roten Turm machte eindrucksvoll das Wesen staufischer Kultur und den Ablauf der Geschichte des Stauferhauses lebendig. Der Nachmittag begann mit dem Besuch des Zisterzienserklosters Maulbronn, der am vollständigsten erhaltenen Klosteranlage auf deutschen Boden, an Hand deren sich die Entwicklung von der Ro-

manik bis zur Spätgotik wie in einem Stilkunde-buch nachlesen lässt.

Der Rückweg führte über Bretten, die Melanchthonstadt. Damit war der Bezug zur klassischen Philologie wiederhergestellt.

Eine letzte interessante Tagesfahrt führte über das Benediktinerkloster Lorsch mit seinen karolingischen Bauten und gotischen Malereien hin zu einem uralten Siedlungsgebiet: Worms. Kelten und Römer hatten hier ihre Spuren hinterlassen, nach der Völkerwanderung übernahmen die Franken die Herrschaft. Eine Stadtwanderung durch die Geschichte führte von der Lieblingspfalz Karls des Großen zum romanischen Dom.

Fazit: Exkursionen sind Wanderungen durch die Geschichte, hier: in sehr angenehmer Gesellschaft, vor der eindrucksvollen Hinterlassenschaft von zwei Jahrtausenden europäischer Kultur. Rom ließ allerorten grüßen.

EPILOG: Lob der Evolution

Im Keller des Kurpfälzischen Museums liegt der weltberühmte Unterkiefer des sog. *homo heidelbergensis* aus einer der Warmphasen des mittleren Pleistozäns gefunden im nahen Neckar-Sediment. Es ist die Kinnlade eines jungen Mannes, der durchaus Kulturwesen genannt werden darf, da die Archäologen in den Profilschichten Hornstein-Artefakte fanden. Er gilt als Prototyp der ersten Europäer in der Hominiden-Evolution. Dieser *homo erectus* stand, der Karies-Befund auf den Schneidezähnen und deren Abnutzung lassen ihn als Vegetarier erscheinen, vor einer halben Million von Jahren - anhand der im Grabungskontext eruierten Formtypen belegbar - auf einer sozial doch recht gut organisierten Entwicklungsstufe. Da jedoch der Rest-Schädel unauffindbar blieb, können die Anthropologen keine Aussage über das Sprachvermögen des *homo heidelbergensis* machen, denn Voraussetzung dafür wäre das Vorhandensein des knöchernen vom Hirn zur Mundhöhle führenden Ganges, aus dessen Durchmesser die Höhe des Sprachvermögens geschlossen werden könnte.

Jüngsten Befunden zufolge verlief die Entwicklung zum modernen Menschen komplizierter und

ereignisreicher, als bisher angenommen. Vorläufig letztes Glied in der Kette ist ein neues Modell der Evolution: der *homo online*, auch *oeconomicus-electronicus* genannt. Dieser *Semi-erectus*-Typus - Vorläufer oder Rudiment des *homo sapiens*? - lebt individualistisch zurückgezogen auf der Suche nach seiner Identität im Internet, online-kommunizierend, da sich sein Sprachvermögen rapide zurückgebildet hatte. Seine Nahrung besorgt er sich durch einen Fingerdruck mittels Telekommunikation am Multimedia-PC; Homebanking erspart ihm Bewegung außer Haus. Via Computer widmet er sich intensiv den virtuellen Welten der MODs und MOOs. Die grafischen Benutzeroberflächen der Pixelgurus faszinierten ihn auf der endlosen Suche nach Software und nach neuen Speichervolumina im Gigabyte-Bereich. Seine Datenstruktur hat er durch Antivirus-Software erst neulich retten können, so dass er sich wieder seiner allabendlichen Vergnügung hingibt:

dem digitalen Glücksspiel in virtuellen Kasinos. Und danach in der trostlosen Nacht stillt er seinen Hunger nach aktuellen News durch Surfen im Internet: → Heidelberg, → Humanismus-Preis 1998. Humanismus?

Homo online wird neugierig. Er stößt beim Weitersurfen auf → von Weizsäcker, Richard, einem vom Aussterben bedrohten Muster des → *homo vere humanus* (*qui artibus institutus, in litteris versatus, multis muneribus functus, summum civitatis honorem adeptus, liberalitate auctoritate maximeque orationis gravitate salutis civium consuluit*).

Homo online liest bedächtig die ganze Rede des zu Heidelberg mit dem Humanismus-Preis Geehrten vom Bildschirm. Er erfährt durch sie zum erstenmal etwas von der → Antike.

Seitdem sieht *homo online* sein eigenes Leben mit etwas mehr → Skepsis.

ALFRED SELMAIER, München

Zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland

Bericht vor der Vertreterversammlung in Heidelberg am 14. 4. 1998

1. Die Vorsitzenden der Landesverbände

Die im FORUM CLASSICUM 1/97 (letzte Seite) abgedruckte Liste ist nur in zwei Fällen zu ändern: Berlin und Brandenburg: StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, Tel. 030-3019897. Hamburg: Dieter Belde, Runder Berg 23a, 21502 Geesthacht, Tel. 04152-83143.

Die Namen der Stellvertreter und weiterer Vorstandsmitglieder liegen den Unterzeichnern vor und können dort abgefragt werden.

2. Schüler

Während die Position des Lateinischen als zweiter Fremdsprache insgesamt gehalten wurde (in Baden-Württemberg, Hessen, Rheinland-Pfalz ca. 25 %, in Niedersachsen ca. 35 %, in Bayern, Nordrhein-Westfalen ca. 47 %), meldet die Mehrheit der Bundesländer wiederum einen leichten Rückgang bei Latein ab Klasse 5 (z.B. Bayern, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen). Ein Vergleich der Zahlen der frühen

Lateinbeginner von 1987 in Nordrhein-Westfalen mit denen von 1997 (9,6 % gegen 4,5 %) ist aufschlussreich und dürfte repräsentativ sein für viele Bundesländer. Gegenüber diesem Abwärtstrend, der freilich nirgendwo exponentiell, sondern „nur“ linear verläuft, bleiben die Zahlen stabil in Regionen bzw. Ländern mit einem starken Anteil an Schulen in privater Trägerschaft: So beginnen in Baden-Württemberg 13% (11,3%) der Fünftklässler an Privatschulen mit Latein, während an staatlichen Gymnasien es lediglich 5,4 % sind. Auch aus zwei neuen Bundesländern wird diese unterschiedliche Entwicklung berichtet: In Thüringen lernen 85 Schüler Latein ab Klasse 5 an Privatschulen gegenüber 21 Schülern an einem staatlichen Gymnasium. In Sachsen-Anhalt hat sich die Situation für Latein ab Klasse 5 durch die Einführung der Förderstufe extrem verschlechtert: Ein Lateinunterricht vor der Klasse 7 ist nur noch an drei Privatschulen möglich.